

selbst aufgereggt, fieberhaft, mißstimmt; ich will einen Gang in den Garten machen, um mich zu erholen."

„Der Doctor drückte Valentine die Hand, und während er zu ihrer Großmutter hinaufging, stieg sie die Freitreppe hinab.

Wir brauchen nicht zu sagen, welcher Theil des Gartens der Lieblingsspaziergang von Valentine war. Nachdem sie zwei oder dreimal an dem Blumenbette hin und her gewandert, welches das Haus umgab, nachdem sie eine Rose gepflückt, um sie in ihren Gürtel oder in ihre Haare zu stecken, schritt sonst sie unter der düstern Allee fort, die zu der Bank führte, und von der Bank begab sie sich zu dem Gitter.

Diesmal machte Valentine, ihrer Gewohnheit gemäß, mehrere Gänge unter den Blumen, doch ohne davon zu pflücken: die Trauer ihres Herzens, welche noch nicht Zeit gehabt hatte, sich über ihre Person zu verbreiten, verwarf diesen einfachen Schmuck; dann wandelte sie ihrer Allee zu. Während sie fortschritt, kam es ihr vor, als hörte sie ihren Namen rufen. Sie blieb stehen.

Da gelangte der Ton deutlicher an ihr Ohr, und sie erkannte die Stimme von Maximilian.

---

## Siebenzehntes Kapitel.

### Das Versprechen.

Es war wirklich Morrel, der seit dem Tage vorher nicht mehr lebte: mit dem Lebenden und Müttern eigenthümlichen Instinkte hatte er errathen, daß in

Folge dieser Rückkehr von Frau von Saint-Meran und des Todes ihres Gemahls bei Billefort etwas vorgehen mußte, wobei seine Liebe für Valentine theilhaftig wäre.

Seine Ahnungen hatten sich, wie man sehen wird, verwirklicht, und es war nicht mehr eine einfache Unruhe, was ihn so verflört und zitternd an das Gitter bei den Kastanienbäumen führte.

Doch Valentine war von Morrels Warten nicht in Kenntniß gesetzt, es war nicht die Stunde, wo er gewöhnlich kam, ein reiner Zufall, oder wenn man lieber will, eine glückliche Sympathie führte sie in den Garten.

Als sie erschien, rief ihr Morrel; sie lief an das Gitter.

„Sie zu dieser Stunde hier?“ fragte sie.

„Ja, arme Freundin,“ antwortete Morrel. „Ich komme, um schlimme Nachrichten zu holen und zu bringen.“

„Es ist also das Haus des Unglücks!“ sagte Valentine; „sprechen Sie, Maximilian; doch in der That, die Summe der Schmerzen ist bereits hinreichend.“

„Liebe Valentine,“ erwiderte Morrel, der sich von seiner eigenen Aufregung zu erholen suchte, um auf eine geeignete Weise sprechen zu können, „hören Sie mich wohl, ich bitte Sie; denn Alles, was ich Ihnen sagen werde, ist feierlicher Natur. Um welche Zeit gedenkt man Sie zu verheirathen?“

„Glauben Sie mir, ich will Ihnen nichts verbergen, Maximilian,“ sagte Valentine. „Diesen Morgen sprach man von meiner Heirath, und meine Großmutter, auf die ich als auf eine Stütze rechnete, welche mir nicht entgehen könnte, hat sich nicht nur für diese Heirath erklärt, sondern wünscht dieselbe dergestalt, daß sie nur die Rückkehr von Herrn d'Epinau verzögert, und daß den Tag nach seiner Ankunft der Vertrag unterzeichnet werden wird.“

Ein schmerzlicher Seufzer öffnete die Brust des

jungen Mannes; er schaute das Mädchen lang und traurig an und entgegnete sodann:

„Ah! es ist schrecklich, die Frau, die man liebt, ruhig sagen zu hören: „Der Augenblick Deiner Hinrichtung ist bestimmt; sie wird in einigen Stunden stattfinden.““  
Doch gleichviel, es muß dies so sein, und ich meines Theils werde keinen Widerstand leisten. Wohl denn! da man, wie Sie sagen, nur Herrn d'Epinau erwartet, um den Vertrag zu unterzeichnen, da Sie den Tag nach seiner Ankunft ihm gehören werden, so sind Sie morgen mit Herrn d'Epinau verbunden, denn er ist heute in Paris angekommen.“

Valentine stieß einen Schrei aus.

„Ich war vor einer Stunde bei dem Grafen von Monte Christo,“ fuhr Morrel fort; „wir sprachen, er von dem Schmerze Ihres Hauses, ich von Ihrem Schmerze, als plötzlich ein Wagen in den Hof rollte. Hören Sie, bis dahin glaubte ich nicht an Ahnungen, Valentine, aber nun muß ich wohl daran glauben: bei dem Geräusche dieses Wagens erfaßte mich ein Schauer; bald hörte ich Tritte auf der Treppe; der schallende Gang des Gouverneur hat Don Juan nicht so sehr erschreckt, als diese Tritte mich erschreckten. Endlich öffnete sich die Thüre, Albert von Morcerf erschien zuerst, ich zweifelte an mir selbst, ich glaubte, ich hätte mich getäuscht, als hinter ihm ein anderer junger Mann kam und der Graf ausrief:

„„Ah! der Herr Baron Franz d'Epinau!““

„Alles, was ich an Kraft und Muth im Herzen habe, rief ich zu Hülfe, um mich zu fassen, zu bewältigen. Vielleicht erbleichte ich, vielleicht zitterte ich, aber sicherlich blieb ein Lächeln auf meinen Lippen; doch fünf Minuten nachher ging ich weg, ohne ein Wort von dem gehört zu haben, was während dieser fünf Minuten gesprochen wurde; ich war vernichtet.“

„Armer Maximilian!“ murmelte Valentine.

„Und hier bin ich nun, Valentine. Antworten

Sie mir, wie einem Manne, dem Ihre Antwort das Leben oder den Tod geben wird: was gedenken Sie zu thun?"

Valentine neigte das Haupt; sie war betäubt.

„Hören Sie,“ sprach Morrel, „es ist nicht das erste Mal, daß Sie an die Lage denken, zu der wir nun gelangt sind; sie ist ernst, sie ist dringend, sie berührt die äußerste Grenze; ich glaube nicht, daß dies der Augenblick ist, um sich einem unfruchtbarren Schmerze hinzugeben: daß mag gut für diejenigen sein, welche in Bequemlichkeit leiden und ihre Zähren nach Muße trinken wollen. Es gibt solche Menschen, und Gott wird ihnen im Himmel ohne Zweifel ihre Resignation hienieden in Rechnung bringen; aber wer den Willen in sich fühlt, zu kämpfen, verliert nicht eine kostbare Zeit und gibt dem Schicksal den Schlag, den er von ihm empfangen hat, unmittelbar zurück. Sagen Sie, Valentine, ich komme, um Sie dies zu fragen, ist es Ihr Wille, gegen das schlimme Geschick zu kämpfen?“

Valentine bebte und schaute Morrel mit großen, stieren Augen an. Der Gedanke, ihrem Vater, ihrer Großmutter, ihrer ganzen Familie zu widerstehen, war ihr nicht einmal in den Kopf gekommen.

„Was sagen Sie, Maximilian?“ fragte Valentine, „und was nennen Sie einen Kampf? D nennen Sie es eine Ruchlosigkeit! Wie, ich sollte gegen den Befehl meines Vaters, gegen den Wunsch meiner sterbenden Großmutter kämpfen? Das ist unmöglich.“

Morrel machte eine Bewegung.

„Sie sind ein zu edles Herz, um mich nicht zu verstehen, und Sie verstehen mich so gut, lieber Maximilian, daß ich Sie zum Stillschweigen gebracht sehe. Kämpfen, ich? Gott soll mich behüten! Nein, nein, ich bewahre meine ganze Kraft, um gegen mich selbst zu kämpfen und meine Zähren zu trinken, wie Sie sagen; meinen Vater betrüben, die letzten Augenblicke meiner Großmutter stören... niemals!“

„Sie haben ganz Recht,“ sprach Morrel phlegmatisch.

„Mein Gott! wie Sie mir das sagen,“ rief Valentine verlegt.

„Ich sage Ihnen das, wie ein Mann, der Sie bewundert, mein Fräulein,“ erwiderte Maximilian.

„Mein Fräulein!“ rief Valentine, „mein Fräulein, oh der Selbstfüchtige! er sieht mich in Verzweiflung und stellt sich, als ob er mich nicht verstünde.“

„Sie täuschen sich, ich verstehe Sie im Gegentheil vollkommen. Sie wollen Herrn von Villefort nicht ärgern, Sie wollen der Marquise nicht ungehorsam sein, und morgen unterzeichnen Sie den Vertrag, der Sie mit Ihrem Gatten verbindet.“

„Mein Gott, kann ich es denn anders machen?“

„Sie dürfen nicht an mich appelliren, mein Fräulein, denn ich bin ein schlechter Richter in dieser Sache, und meine Selbstsucht wird mich verblenden,“ antwortete Morrel, dessen dumpfe Stimme, dessen geballte Fäuste eine wachsende Verzweiflung andeuteten.

„Was hätten Sie mir denn vorgeschlagen, Morrel, würden Sie mich geneigt gefunden haben, Ihren Vorschlag anzunehmen? Lassen Sie hören, antworten Sie. Es genügt nicht, zu sagen: Sie machen die Sache schlecht, man muß auch einen Rath geben.“

„Sprechen Sie im Ernste, Valentine, soll ich Ihnen diesen Rath geben?“

„Gewiß, lieber Maximilian, denn wenn er gut ist, werde ich ihn befolgen: Sie wissen, ich bin treu in meiner Zuneigung.“

„Valentine,“ sagte Morrel, indem er ein bereits getrenntes Brett vollends auf die Seite schob, „geben Sie mir Ihre Hand als Beweis, daß Sie mir meinen Grimm verzeihen; sehen Sie, mein Kopf ist ganz verflört, und seit einer Stunde haben die wahnsinnigsten Gedanken meinen Geist durchkreuzt. Oh! wenn Sie meinen Rath zurückweisen würden . . .“

„Nun, dieser Rath?“

„Hier ist er, Valentine.“

„Das Mädchen schlug die Augen zum Himmel auf und stieß einen Seufzer aus.“

„Ich bin frei,“ fuhr Morrel fort, „ich bin reich genug für uns Beide; ich schwöre Ihnen vor Gott, daß Sie meine Frau sein werden, ehe meine Lippen Ihre Stirne berührt haben.“

„Sie machen mich zittern!“ rief das Mädchen.

„Folgen Sie mir,“ sprach Morrel; „ich führe Sie zu meiner Schwester, welche würdig ist, Ihre Schwester zu sein; wir schiffen uns nach Algier, nach England oder nach Amerika ein, wenn Sie nicht lieber wollen, daß wir uns in irgend eine Provinz zurückziehen, wo wir, um nach Paris zurückzukehren, warten, bis unsere Freunde den Widerstand Ihrer Familie besiegt haben.“

Valentine schüttelte den Kopf und erwiderte:

„Ich sah dem entgegen, Maximilian: es ist der Rath eines Wahnsinnigen, und ich wäre noch viel wahnsinniger, als Sie, wenn ich Sie nicht auf der Stelle durch das einzige Wort: Unmöglich, Morrel, unmöglich zurückwiese.“

„Sie werden also Ihrem Schicksale folgen, wie es sich gestaltet und ohne es nur zu versuchen, dasselbe zu bekämpfen?“ sagte Morrel verdüstert.

„Ja, und sollte ich darüber sterben.“

„Wohl! Valentine,“ versetzte Maximilian, „ich wiederhole Ihnen noch einmal, Sie haben Recht. In der That, ich bin ein Narr, und Sie beweisen mir, daß die Leidenschaft die richtigsten Geister verblendet. Ich danke Ihnen, die Sie ohne Leidenschaft urtheilen. Es ist also eine abgemachte Sache; morgen sind Sie unwiderruflich mit Herrn Franz d'Epinau verlobt, und zwar nicht durch jene, zu Entwicklung der Komödienstücke erfundene Förmlichkeit des Theaters, welche man die Unterschrift des Vertrages nennt, sondern durch ihren eigenen Willen.“

„Noch einmal sage ich Ihnen, Maximilian, Sie bringen mich in Verzweiflung, noch einmal drehen Sie den Dolch in der Wunde um. Was würden Sie thun, wenn Ihre Schwester auf einen Rath hörte, wie der ist, welchen Sie mir geben?“

„Mein Fräulein,“ erwiderte Morrel mit einem bittern Lächeln, „ich bin ein Selbstsüchtiger, wie Sie gesagt haben, und in meiner Eigenschaft als Selbstsüchtiger denke ich nicht an das, was Andere in meiner Lage thun würden, sondern an das, was ich zu thun beabsichtige. Ich denke, daß ich Sie seit einem Jahre kenne, daß ich von dem Tage an, wo ich Sie kennen gelernt habe, alle meine Chancen des Glückes auf Ihre Liebe gesetzt habe; daß ein Tag gekommen ist, wo Sie mir sagten, Sie lieben mich! daß ich von diesem Tage an alle meine Chancen der Zukunft auf Ihren Besitz gesetzt habe; denn Ihr Besitz war mein Leben. Ich denke nun nichts mehr; ich sage mir nur, die Chancen haben sich gewendet, und ich hatte den Himmel zu gewinnen geglaubt und habe ihn verloren. Es geschieht alle Tage, daß ein Spieler nicht nur das verliert, was er hat, sondern auch das, was er nicht hat.“

Morrel sprach diese Worte mit einer vollkommenen Ruhe; Valentine schaute ihn einige Sekunden lang mit ihren großen, forschenden Augen an und suchte die von Morrel nicht bis in die Unruhe dringen zu lassen, welche bereits im Grunde ihres Herzens brauste.

„Aber was wollen Sie denn am Ende thun?“ fragte sie.

„Ich werde die Ehre haben, Ihnen Lebewohl zu sagen, mein Fräulein, und wünsche Ihnen, Gott sei mein Zeuge, der meine Worte hört und in der Tiefe meines Herzens liest, und wünsche Ihnen ein so ruhiges, so glückliches, so erfülltes Leben, daß nicht einmal Platz darin ist für das Andenken an mich.“

„Oh!“ murmelte Valentine.

„Gott befehlen, Valentine, leben Sie wohl!“ sprach Morrel sich verbeugend.

„Wohin gehen Sie?“ rief, ihre Hand durch das Gitter austreckend und Maximilian bei seinem Rocke fassend, Valentine, die nach ihrer inneren Aufregung schloß, daß die Ruhe ihres Geliebten nicht wahr sein konnte; „wohin gehen Sie?“

„Ich will mich bemühen, keine neue Störung in Ihre Familie zu bringen, und ein Beispiel geben, das alle ehrliche und ergebene Menschen, welche sich in meiner Lage befinden, befolgen mögen.“

„Ghe Sie mich verlassen, sagen Sie mir, was Sie zu thun gedenken, Maximilian.“

Der junge Mann lächelte traurig.

„Oh! sprechen Sie, sprechen Sie! ich bitte Sie.“

„Hat sich Ihr Entschluß geändert, Valentine?“

„Er kann sich leider nicht ändern! Sie wissen das Wohl!“ rief das junge Mädchen.

„Also Gott befohlen, Valentine.“

Valentine rüttelte an dem Gitter mit einer Kraft, der man sie nicht hätte fähig halten sollen, und als Morrel sich entfernte, streckte sie ihre Hände durch das Gitter, und faltete und rang sie und rief:

„Was werden Sie thun? ich will es wissen, wohin gehen Sie?“

„Oh! seien Sie unbesorgt,“ sprach Maximilian, drei Schritte von der Thüre stille stehend, „es ist nicht meine Absicht, einen andern Menschen für die Strenge verantwortlich zu machen, die das Schicksal gegen mich übt. Ein Anderer würde Ihnen drohen, Herrn Franz aufzusuchen, ihn herauszufordern und sich mit ihm zu schlagen. Alles dies wäre wahnsinnig. Was hat Franz mit dieser ganzen Geschichte zu thun? Er hat mich diesen Morgen zum ersten Male gesehen, er hat bereits vergessen, daß er mich gesehen; er wußte nicht einmal, daß ich lebte, als eine zwischen Ihren beiden Familien getroffene Uebereinkunft entschied, daß Sie einander gehören sollten. Ich habe es also nicht mit Herrn Franz

zu thun und schwöre Ihnen, daß ich mich durchaus nicht an ihn halten werde.“

„An wen wollen Sie sich denn halten? an mich?“

„An Sie, Valentine! Oh, Gott soll mich bewahren! Die Frau ist geheiligt, die Frau, die man liebt, ist heilig.“

„Also an Ihre eigene Person, Unglücklicher!“

„Nicht wahr, ich bin der Schuldige?“

„Maximilian, Maximilian, kommen Sie hierher, ich will es haben!“ rief Valentine.

Maximilian näherte sich mit seinem sanften Lächeln, und, abgesehen von seiner Blässe, hätte man glauben können, er befände sich in seinem gewöhnlichen Zustande.

„Hören Sie mich, meine liebe, meine angebetete Valentine,“ sprach er mit seiner wohlklingenden, ernsten Stimme, „Leute wie wir, welche nie einen Gedanken gebildet haben, worüber sie hätten müssen vor der Welt, vor ihren Eltern, oder vor Gott erröthen; Leute wie wir können einander im Herzen lesen, wie in einem offenen Buche. Ich habe nie einen Roman gespielt, ich bin nie ein schwermüthiger Held gewesen, ich trete nicht als Manfred oder als Antony auf; doch ohne Worte, ohne Bethenerungen, ohne Schwüre hatte ich mein Leben in Sie gesetzt, Sie entsprechen mir nicht und Sie haben Recht, so zu handeln, das habe ich Ihnen gesagt und wiederhole es; aber Sie entsprechen mir am Ende nicht, und mein Leben ist verloren. Sobald Sie sich von mir entfernen, Valentine, bleibe ich allein auf der Welt. Meine Schwester ist glücklich bei ihrem Gatten; ihr Gatte ist nur mein Schwager, das heißt ein Mensch, den allein die gesellschaftliche Uebereinkunft mit mir verbindet; Niemand bedarf also auf Erden meines unnütz gewordenen Daseins. Hören Sie, was ich thun werde: ich warte bis zur letzten Sekunde Ihrer Verheirathung, denn ich will keinen Schatten von einem jener unverhofften Wechselsälle verlieren, welche uns das

Schicksal bisweilen aufbewahrt . . . Herr Franz d'Epina kann bis dahin sterben, in dem Augenblick, wo Sie sich dem Altar nähern, kann der Blitz auf denselben fallen . . . Alles scheint dem zum Tode Verurtheilten glaublich, und die Wunder kehren für ihn in die Klasse des Möglichen zurück, sobald es sich um die Rettung seines Lebens handelt. Ich werde also bis zum letzten Augenblick warten, sage ich, und wenn mein Unglück gewiß, unwiderruflich, ohne Hoffnung ist, schreibe ich einen vertraulichen Brief an meinen Schwager, einen andern an den Polizeipräsidenten, um ihnen von meinem Vorhaben Nachricht zu geben, und zerschmettere mir am Saume irgend eines Waldes, am Rande irgend eines Grabens, am Ufer irgend eines Flusses die Hirnschale, so wahr ich der Sohn des ehrlichsten Mannes bin, der je in Frankreich gelebt hat."

Ein krampfhaftes Zittern schüttelte die Glieder von Valentine; sie ließ das Bitter los, das sie mit beiden Händen hielt, ihre Arme fielen an ihrer Seite herab, und zwei schwere Thränen rollten über ihre Wangen.

Der junge Mann blieb düster und entschlossen vor ihr stehen.

"Oh Mitleid, Mitleid! nicht wahr, Sie werden leben?" rief Valentine.

"Nein, bei meiner Ehre!" entgegnete Maximilian; "doch was ist Ihnen daran gelegen? Sie haben Ihre Pflicht gethan, und es bleibt Ihnen Ihr Gewissen."

Valentine fiel, ihr brechendes Herz zusammenpressend, auf die Kniee und rief:

"Maximilian, Maximilian, mein Freund, mein Bruder auf der Erde, mein wahrer Gatte im Himmel, mache es wie ich, ich bitte Dich, lebe mit den Leiden, wir werden eines Tages vereinigt sein."

"Leben Sie wohl, Valentine!" wiederholte Morrel.

"Mein Gott!" sprach Valentine, ihre Hände mit einem erhabenen Ausdruck zum Himmel erhebend, "Du siehst, ich habe Alles gethan, was ich konnte, um eine

gehorsame Tochter zu bleiben; ich habe gebeten, ich habe gefleht, ich habe geweint, er hörte weder auf meine Bitten, noch auf mein Flehen, noch auf meine Thränen. „Wohl! fuhr sie fort, indem sie ihre Thränen trocknete und ihre Festigkeit wiedergewann, „wohl! ich will nicht vor Gewissensbissen sterben, ich will lieber vor Scham sterben. Sie werden leben, Maximilian, und ich werde Niemand gehören, als Ihnen. Zu welcher Stunde? in welchem Augenblick? auf der Stelle? Sprechen Sie, befehlen Sie, ich bin bereit.“

Morrel, der abermals einige Schritte gemacht hatte, um sich zu entfernen, kehrte wieder zurück, streckte, bleich vor Freude, mit überwallendem Herzen, seine Hände Valentine entgegen und rief:

„Valentine, theuere Freundin, Sie müssen nicht so mit mir sprechen, oder Sie geben mir den Tod. Warum sollte ich Sie der Gewalt verdanken, wenn Sie mich lieben, wie ich Sie liebe! Zwingen Sie mich nur aus Menschlichkeit, zu leben? Dann will ich lieber sterben.“

„Im Ganzen, wer liebt mich auf der Welt?“ murmelte Valentine, „er. Wer hat mich in allen meinen Schmerzen getröstet? er. Auf wem beruhen alle meine Hoffnungen? auf wem hastet mein irrer Blick? auf wem rastet mein blutendes Herz? Auf ihm, auf ihm, immer auf ihm. Wohl! Du hast Recht, Maximilian, ich werde Dir folgen, ich werde das väterliche Haus, ich werde Alles verlassen. Oh! ich Undankbare,“ rief Valentine schluchzend, „Alles, sogar meinen guten Großvater, den ich völlig vergaß.“

„Nein,“ entgegnete Maximilian, „Du wirst ihn nicht verlassen. Herr Noirtier schien, wie Du sagst, Sympathie für mich zu fühlen; wohl, ehe Du fliehst, theilst Du ihm Alles mit; Du machst Dir vor Gott aus seiner Einwilligung eine Negide; sobald wir dann verheirathet sind, kommt er zu uns und hat statt eines Kindes zwei. Du hast mir erzählt, wie Du mit ihm sprichst, und wie er antwortet; ich werde rasch diese

rührende Zeichensprache lernen; oh! Valentine, ich schwöre es Dir, statt der Verzweiflung, die uns erwartete, ist es das Glück, was ich Dir verspreche."

"Oh! siehe, Maximilian, siehe, wie groß die Gewalt ist, die Du über mich ausübst; Du machst mich beinahe an das glauben, was Du sagst, und dennoch ist das, was Du sagst, wahnsinnig, denn mein Vater wird mich verfluchen, ich kenne ihn, mit seinem unbeugsamen Herzen wird er mir nie vergeben. Höre mich, Maximilian, wenn ich durch List, durch Bitten, durch einen Zufall, was weiß ich? kurz, durch irgend ein Mittel die Heirath verzögern kann, nicht wahr, dann wartest Du?"

"Ja, ich schwöre es Dir, wie Du mir schwörst, daß diese verhaßte Heirath nie stattfinden wird, daß Du, schleppt man Dich vor den öffentlichen Beamten, vor den Priester, stets Nein sagen wirst."

"Ich schwöre es Dir, Maximilian, bei dem, was ich Heiligstes auf Erden habe, bei meiner Mutter."

"Warten wir also," sprach Morrel.

"Ja, warten wir," versetzte Valentine, welche dieses Wort kaum athmete; „es gibt so viele Dinge, welche Unglückliche, wie wir sind, retten können.“

"Ich baue auf Dich, Valentine," sprach Morrel, „Alles, was Du thun wirst, ist wohlgethan; wenn man jedoch Deinen Bitten kein Gehör schenkt, wenn Dein Vater, wenn Frau von Saint-Meran verlangen, daß man Herrn d'Epinau rufe, um den Vertrag zu unterzeichnen . . .“

"So hast Du mein Wort, Morrel."

"Statt zu unterzeichnen . . .“

"Komme ich zu Dir und wir fliehen; aber bis dahin wollen wir Gott nicht mehr versuchen, Morrel, wir wollen uns nicht sehen, denn es ist ein Wunder, eine Gnade der Vorsehung, daß wir noch nicht überrascht worden sind; würde man uns überraschen, wüßte man, wie wir uns sehen, so hätten wir kein Mittel mehr."

„Du hast Recht, Valentine, aber wie erfahren . . .“

„Durch den Notar, Herrn Deschamps.“

„Ich kenne ihn.“

„Und durch mich selbst. Glaube mir, ich werde Dir schreiben. Mein Gott! Maximilian, diese Heirath ist mir so verhaßt, als Dir.“

„Gut! Gut! ich danke, meine angebetete Valentine. Nun ist Alles abgemacht, sobald ich die Stunde weiß, eile ich hierher, Du springst über diese Mauer in meine Arme, die Sache wird Dir leicht werden; ein Wagen erwartet uns an der Thüre des Geheges, Du steigst mit mir ein, ich führe Dich zu meiner Schwester; unbekannt, wenn es Dir zusagt, Lärmen machend, wenn Du es wünschest, werden wir dort das Bewußtsein unserer Kraft und unseres Willens haben, und uns nicht erwürgen lassen wie das Lamm, das sich nur durch seine Seufzer vertheidigt.“

„Es sei so, ich sage Dir ebenfalls: was Du thust, ist wohlgethan.“

„Oh!“

„Wohl, bist Du zufrieden mit Deiner Frau?“ sprach das junge Mädchen traurig

„Meine angebetete Valentine, ja sagen, heißt sehr wenig sagen.“

„Sage es immerhin.“

Valentine hatte sich, oder vielmehr ihre Lippen dem Bitter genähert, und ihre Worte schlüpfen mit ihrem duftenden Hauch auf die Lippen von Morrel, der seinen Mund fest auf die andere Seite der kalten, unerbittlichen Scheidewand drückte.

„Auf Wiedersehen,“ sprach Valentine, sich diesem Glücke entreißend, „auf Wiedersehen.“

„Ich bekomme einen Brief von Dir?“

„Ja.“

„Ich danke, theure Frau, auf Wiedersehen.“

Das Geräusch eines unschuldigen und verlorenen Kusses erscholl, und Valentine entfloh unter die Linden.

Morrel horchte auf die letzten Töne ihres an den Heften sich streifenden Kleides und ihrer Füße welche den Sand krachen machten, schlug dann die Augen mit einem unaussprechlichen Lächeln zu dem Himmel auf, der es gestattete, daß er so geliebt wurde, und verschwand ebenfalls.

Der junge Mann kehrte nach Hause zurück und wartete den ganzen übrigen Tag hindurch und den ganzen nächsten Tag, ohne etwas zu erhalten. Erst am zweiten Tage, gegen zehn Uhr Morgens und als er eben zu Herrn Deschamps, dem Notar, gehen wollte, empfing er durch die Post ein kleines Billet, das er sogleich als von Valentine herrührend, erkannte, obgleich er ihre Handschrift nie gesehen hatte.

Es war in folgenden Worten abgefaßt:

„Thränen, Bitten und Flehen, nichts hat gefruchtet. Gestern bin ich zwei Stunden lang in der Kirche Saint-Philippe du Roule gewesen und habe zwei Stunden aus dem Grunde meiner Seele zu Gott gebetet; Gott ist unempfindlich, wie die Menschen, und man hat die Unterzeichnung des Vertrags auf neun Uhr diesen Abend festgesetzt.

„Ich habe nur ein Wort Morrel, wie ich nur ein Herz habe, und dieses Wort ist Dir verpfändet, dieses Herz gehört Dir. Diesen Abend also, um drei Viertel auf neun Uhr am Gitter.

Deine Frau,  
Valentine von Billefort.“

N. S.

„Mit meiner Großmutter geht es immer schlechter, gestern ist ihr gereizter Zustand in Delirium übergegangen, heute ist das Delirium beinahe Wahnsinn.

„Nicht wahr, Du wirst mich sehr lieben, Morrel, um mich vergessen zu machen, daß ich sie in diesem Zustande verlassen habe?

„Ich glaube, man verbirgt Großpapa Noirtier, daß die Unterzeichnung des Vertrages diesen Abend stattfinden soll.“

Morrel begnügte sich nicht mit den Nachrichten, die ihm Valentine gab, er ging zu dem Notar und dieser bestätigte ihm, die Unterzeichnung des Vertrags sei auf neun Uhr Abends bestimmt.

Dann begab er sich zu Monte Christo; hier war es abermals, wo er am meisten erfuhr: Franz war bei dem Grafen gewesen, um ihn diese Feierlichkeit anzukündigen; Frau von Billesfort hatte ihm in einem Briefe um Entschuldigung gebeten, daß sie ihn nicht einlade, doch es werde durch den Tod von Herrn von Saint-Meran und durch den Zustand, in dem sich seine Witwe befinde, über diese Versammlung ein Schleier der Traurigkeit geworfen, durch den sie die Stirne des Grafen, welchem sie jegliches Glück wünsche, nicht verdüstern wolle. Am Abend war Franz Frau von Saint-Meran vorgestellt worden, welche für diese Vorstellung das Bett verließ und sich dann sogleich wieder niederlegte.

Morrel, wie sich dies leicht begreifen läßt, befand sich in einem so aufgeregten Zustande, daß es einem so durchdringenden Auge, wie es das Auge des Grafen war, nicht entgehen konnte; Monte Christo war auch freundlicher und liebevoller gegen ihn, als je, so liebevoll, daß Maximilian wiederholt auf dem Punkte war, ihm Alles zu sagen. Doch er erinnerte sich des förmlichen Versprechens, das er Valentine gegeben hatte, und sein Geheimniß blieb im Grunde seines Herzens.

Der junge Mann las zwanzigmal an diesem Tag den Brief von Valentine. Es war das erste Mal, daß sie ihm schrieb, und zwar bei welcher Veranlassung! So oft er diesen Brief wiederlas, erneuerte sich Maximilian den Schwur, Valentine glücklich zu machen. Welche Macht erlangt nicht ein junges Mädchen, das einen so muthigen Entschluß faßt, welche Ergebenheit verdient es nicht von Seiten desjenigen, welchem es Alles geopfert hat! Wie muß es nicht wirklich für seinen Geliebten der erste und würdigste Gegenstand seiner Verehrung sein! Denn es ist zugleich die Königin und

die Frau, und man hat nicht genug an einer Seele, um einem solchen Mädchen zu danken und es zu lieben.

Morrel dachte mit unaussprechlicher Unruhe an den Augenblick, wo Valentine zu ihm kommen und sagen würde: „Hier bin ich, Maximilian; nimm mich.“

Er hatte diese ganze Flucht angeordnet; zwei Leitern waren in der Luzerne des Geheges verborgen; ein Casbriolet, das Maximilian selbst führen sollte, wartete; kein Diener, kein Licht; an der Mündung der ersten Straße würde man die Laternen anzünden, denn man wollte nicht in die Hände der Polizei fallen.

Von Zeit zu Zeit durchlief ein Schauer den Leib von Morrel; er dachte an den Augenblick, wo er das Herabsteigen von der Mauer von Valentine beschützen, wo er zitternd in seinen Armen diejenige fühlen würde, welcher er nur die Hand gedrückt und die Spitzen der Finger geküßt hatte.

Als aber der Nachmittag kam, als die Stunde immer mehr herannahte, fühlte Morrel das Bedürfnis, allein zu sein; sein Blut kochte, die einfachen Fragen, schon die Stimme eines Freundes hätten ihn gereizt, er schloß sich in seiner Wohnung ein und suchte zu lesen; doch sein Blick schlüpfte über die Seiten hin, ohne etwas davon zu verstehen, und er warf am Ende das Buch weg, um zum zweiten Male seinen Plan zu durchgehen und die Anordnung vor seinem inneren Auge vorüberziehen zu lassen.

Endlich nahte die Stunde.

Nie hat ein verliebter Mensch die Uhren friedlich ihren Weg gehen lassen; Morrel plagte die seinigen so sehr, daß sie am Ende um sechs Uhr halb neun Uhr anzeigten. Er sagte sich sodann, es wäre Zeit aufzubrechen, um neun Uhr wäre wirklich die für die Unterzeichnung des Vertrags bestimmte Stunde; doch aller Wahrscheinlichkeit nach würde Valentine diese unnöthige Unterzeichnung nicht abwarten; Morrel trat folglich, nachdem er seiner Pendeluhr nach um halb neun Uhr

aufgebrochen war, in das Gehege, als es auf Saint-Philippe du Roule acht Uhr schlug.

Das Pferd und das Cabriolet wurden hinter dem in Trümmern liegenden Mauerwerk verborgen, in welchem sich Morrel selbst zu verbergen pflegte.

Allmählig neigte sich der Tag und das Blätterwerk des Gartens drängte sich in dichte Büschel von undurchsichtigem Schwarz zusammen.

Morrel trat aus seinem Verstecke hervor und schaute durch das Loch in dem Gitter: es war noch Niemand anwesend:

Es schlug halb neun Uhr.

Abermals verging eine halbe Stunde mit Warten; Morrel schritt auf und ab und hielt sodann in immer näher gerückten Zwischenräumen sein Auge an die Bretter. Der Garten wurde immer finsterner, doch in der Dunkelheit suchte man vergebens das weiße Kleid, in der Stille horchte man umsonst auf das Geräusch der Tritte.

Das Haus, welches man durch das Laubwerk erblickte, war düster und bot keinen von den Charakteren eines Hauses, das sich für ein so wichtiges Ereigniß öffnet, wie es die Unterzeichnung eines Vertrages ist.

Morrel befragte seine Taschenuhr: sie schlug drei Viertel auf zehn Uhr, doch beinahe in demselben Augenblick berichtigte die wiederholt gehörte Stimme der Kirchenglocke den Irrthum der Taschenuhr, indem dieselbe halb zehn Uhr schlug.

Bereits eine halbe Stunde der Erwartung mehr, als Valentine selbst festgestellt hatte. Sie hatte gesagt neun Uhr, sogar eher früher, als später.

Es war der furchtbarste Augenblick für das Herz des jungen Mannes, auf das jede Secunde wie ein bleierner Hammer fiel.

Das geringste Geräusch der Blätter, das schwächste Wehen des Windes spannte sein Ohr und machte den Schweiß auf seine Stirne treten; völlig bebend richtete er seine Leiter zurecht und setzte, um keine Zeit zu ver-

lieren, den Fuß auf die erste Sprosse. Mitten unter diesem Wechsel von Furcht und Hoffnung, mitten unter diesen Ausdehnungen und Zusammenpressungen des Herzens schlug es zehn Uhr auf der Kirche.

„Oh! es ist unmöglich, daß die Unterzeichnung eines Vertrages so lange dauert, wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse eingetreten sind,“ murmelte Maximilian voll Schrecken; „ich habe alle Chancen erwogen, ich habe die Zeit berechnet, welche diese Förmlichkeiten einnehmen, . . es ist etwas vorgefallen.“

Dann ging er bald in größter Aufregung an dem Gitter auf und ab, bald kehrte er zurück und stützte seine glühende Stirne an das kalte Eisen. War Valentine nach dem Vertrage ohnmächtig geworden, oder hatte man sie in ihrer Flucht aufgehalten? Dies waren die zwei einzigen, jedoch gleich verzweiflungsvollen Hypothesen, bei welchen der junge Mann verweilen konnte.

Es kam ihm der Gedanke, mitten auf der Flucht hätte Valentine die Kraft verlassen, und sie wäre in irgend einer Allee in Ohnmacht gefallen.

„Oh! wenn dem so ist,“ rief er, von seiner Leiter herabspringend, „so verliere ich sie, und zwar durch meinen Fehler!“

Der Dämon, der ihm diesen Gedanken eingeblasen hatte, verließ ihn nicht mehr, und summite an seinem Ohre mit jener Beharrlichkeit, durch welche gewisse Zweifel nach einem Augenblick und durch die Gewalt der Schlüsse zu Ueberzeugungen werden. Seine Augen, welche die zunehmende Dunkelheit zu durchdringen suchten, glaubten unter dem Schatten einer Allee einen liegenden Gegenstand zu bemerken; Morrel ging so weit, daß er rief, und es kam ihm vor, als ob eine unartikulirte Klage zu ihm dränge.

Endlich hörte er halb eils, man konnte sich unmöglich mehr reizen lassen, Alles war zu vermuthen; die Schläfe von Maximilian schlugen mit aller Gewalt, Wolken zo-

gen vor seinen Augen vorüber; er erkletterte die Mauer und sprang auf der anderen Seite hinab.

Maximilian war bei Billefort, er war durch Einsteigung dahin gekommen; er bedachte die Folgen, die eine solche Handlung haben könnte; doch er war nicht so weit gegangen, um zurückzuweichen.

Er streifte eine Zeit lang an der Mauer hin, gelangte mit einem Sprunge durch die Allee und drang in ein Gebüsch. In einem Augenblick war er auch am Ende des Gebüsches. Von hier aus konnte er das Haus überschauen.

Morrel versicherte sich nun über einen Punkt, den er bereits vermuthet hatte, als er sein Auge durch die Bäume dringen zu lassen versuchte. Statt der Lichter, die er an jedem Fenster glänzen zu sehen erwartete, wie dies an feierlichen Tagen natürlich ist, sah er nichts als die graue Masse, welche noch durch einen großen Schattenvorhang verschleiert war, den eine ungeheure, auf dem Monde ausgebreitete Wolke herabwarf.

Ein Licht lief gleichsam wie bestürzt an drei Fenstern des ersten Stockes hin. Diese drei Fenster waren die der Wohnung von Frau von Saint-Meran.

Ein anderes Licht blieb unbeweglich hinter rothen Vorhängen. Diese rothen Vorhänge waren die von dem Schlafzimmer von Frau von Billefort.

Morrel errieth Alles. So oft hatte er, um Valentine in Gedanken zu jeder Stunde zu folgen, so oft hatte er sich, sagen wir, den Plan dieses Hauses gemacht, das er, ohne es innen gesehen zu haben, genau kannte.

Der junge Mann war noch mehr erschrocken über diese Dunkelheit und dieses Stillschweigen, als er es über die Abwesenheit von Valentine gewesen war.

Ganz bestürzt, beinahe wahnsinnig vor Schmerz, entschlossen, Allem zu trohen, um Valentine wiederzusehen und sich Gewißheit über das Unglück, das er ahnete, zu verschaffen, trat Morrel bis an den Saum des Gebüsches und schickte sich an, so rasch als möglich

den völlig entblößten Blumengarten zu durchschreiten, als ein zwar noch entfernter, aber vom Winde zu ihm getragener Stimnton an sein Ohr drang. Bei diesem Geräusch machte er einen Schritt rückwärts; bereits halb aus dem Blätterwerk hervorgetreten, versteckte er sich wieder völlig in demselben und blieb, in seine Dunkelheit begraben, stumm und unbeweglich. Sein Entschluß war gefaßt: war es nur Valentine, so würde er sie im Vorübergehen benachrichtigen; käme Valentine in Begleitung einer andern Person, so würde er sie wenigstens sehen und sich versichern, daß ihr kein Unglück begegnet; sollten sich aber Fremde zeigen, so könnte er einige Worte von ihrem Gespräche auffangen und sich das bis jetzt ungreifliche Geheimniß klar machen.

Der Mond trat nun aus der Wolke hervor, die ihn verbarg, und an der Thüre sah Morrel Herrn von Billefort begleitet von einem Manne in schwarzem Anzuge erscheinen. Sie gingen die Stufen herab und auf das Gebüsch zu; kaum hatten sie vier Schritte gemacht, als er den Doctor d'Arigny erkannte.

Sobald der junge Mann diese Beiden kommen sah, wich er maschinenmäßig vor ihnen zurück, bis er an den Stamm eines Ahornbaumes stieß, der den Mittelpunkt einer Baumgruppe bildete; hier war er genöthigt, stehen zu bleiben.

Bald hörte der Sand auf, unter den Tritten der beiden Männer zu krachen.

„Ah!“ sprach der Staatsanwalt, „der Himmel erflärt sich offen gegen unser Haus. Welch ein furchtbarer Tod! Welch ein Donnerschlag! Versuchen Sie es nicht, mich zu trösten; ach! es gibt keinen Trost für ein solches Unglück; die Wunde ist zu heftig und zu tief, todt! todt!“

Ein kalter Schweiß vereiste die Stirne des jungen Mannes und machte seine Zähne klappern. Wer war denn in dem Hause gestorben, das Billefort selbst ein verfluchtes nannte?

„Mein lieber Herr von Villefort,“ antwortete der Arzt mit einem Tone, der den Schrecken des jungen Mannes verdoppelte, „ich habe Sie durchaus nicht hiehergeführt, um Sie zu trösten, ganz im Gegentheil.“

„Was wollen Sie mir sagen?“ fragte der Staatsanwalt bestürzt.

„Ich will Ihnen sagen, daß hinter dem Unglück, welches Sie betroffen hat, sich ein anderes, vielleicht noch größeres findet.“

„O mein Gott!“ murmelte Villefort, die Hände faltend, „was werde ich hören?“

„Sind wir ganz allein, mein Freund?“

„O ja, ganz allein. Doch was sollen alle diese Vorsichtsmaßregeln bedeuten?“

„Sie bedeuten, daß ich Ihnen eine furchtbare Mittheilung zu machen habe,“ sprach der Doctor; „setzen wir uns.“

Villefort fiel mehr auf eine Bank, als er sich darauf setzte. Der Doctor blieb, eine Hand auf seine Schulter legend, vor ihm stehen.

Vor Schrecken in Eis verwandelt, hielt Morrel mit einer Hand seine Stirne, während er mit der andern sein Herz preßte, denn er befürchtete, man könnte die Schläge desselben hören.

„Todt! todt!“ wiederholte er in seinem Innern mit der Stimme seines Herzens.

Und er fühlte sich selbst sterben.

„Sprechen Sie, Doctor, ich höre,“ sagte Villefort, „schlagen Sie, ich bin auf Alles gefaßt.“

„Frau von Saint-Méran war allerdings sehr alt, aber sie erfreute sich einer vortrefflichen Gesundheit.“

Morrel athmete zum ersten Male seit zehn Minuten.

„Der Kummer hat sie getödtet,“ sagte Villefort; „ja, der Kummer, Doctor! Die Gewohnheit, seit vierzig Jahren mit dem Marquis zu leben . . .“

„Es ist nicht der Kummer, mein lieber Villefort,“ entgegnete der Doctor; „der Kummer kann tödten, ob-

gleich die Fälle selten sind, aber er tödtet nicht in einem Tage, er tödtet nicht in einer Stunde, er tödtet nicht in zehn Minuten."

Billefort antwortete nicht; er hob nur das Haupt empor, das er gesenkt gehalten hatte, und schaute den Doctor mit erschrockenen Augen an.

"Sie sind während des Todeskampfes da geblieben?" fragte Herr d'Arigny.

"Gewiß; Sie sagten mir leise, ich sollte mich nicht entfernen."

"Haben Sie die Symptome des Uebels wahrgenommen, dem Frau von Saint-Meran unterlegen ist?"

"Sicherlich. Frau von Saint-Meran hat drei in Zwischenräumen von einigen Minuten auf einander folgende schwere Anfälle gehabt. Als Sie ankamen, war Frau von Saint-Meran bereits seit mehreren Minuten keuchend; sie hatte sodann eine Krise, die ich für einen Nervenanschlag hielt; doch ich fing an, wirklich zu erschrecken, als ich gewahrte, wie sie sich auf ihrem Bette mit starren Gliedern und steifem Halse erhob. Da erkannte ich an Ihrem Gesichte, daß die Sache ernster sein mußte, als ich glaubte. Als die Krise vorüber war, suchte ich Ihre Augen, traf sie aber nicht. Sie hielten den Puls, Sie zählten die Schläge, und die zweite Krise trat ein, ehe Sie wieder zu mir zurückkehrten. Diese zweite Krise war furchtbarer, als die erste, die Nervenzuckungen wiederholten sich, der Mund zog sich zusammen und wurde ganz blau. Bei der dritten verschied sie. Ich hatte bereits bei der ersten den Starrkrampf erkannt; Sie bestätigten mich in dieser Meinung."

"Ja, vor allen Anwesenden," versetzte der Doctor; "doch nun sind wir allein . . ."

"Mein Gott, was wollen Sie mir sagen?"

"Daß die Symptome des Starrkrampfes und der Vergiftung durch vegetabilische Stoffe ganz dieselben sind."

Herr von Billesfort sprang auf, doch nach einem Augenblick der Unbeweglichkeit und des Stillschweigens fiel er wieder auf seine Bank und sprach:

„Oh! mein Gott, Doctor, bedenken Sie auch, was Sie sagen?“

Morrel wußte nicht, ob er träumte oder wachte.

„Hören Sie,“ sprach der Doctor, „ich kenne das Gewicht meiner Erklärung und den Character des Mannes, gegen den ich sie thue.“

„Sprechen Sie mit dem Beamten oder mit dem Freunde?“ fragte Billesfort.

„Mit dem Freunde, mit dem Freunde allein in diesem Augenblick; die Aehnlichkeit zwischen den Symptomen des Starrkrampfes und denen der Vergiftung durch vegetabilische Substanzen ist so groß, daß ich zögern würde, wenn ich unterzeichnen müßte, was ich da sage. Ich wiederhole Ihnen auch, daß ich mich nicht an den Beamten, sondern an den Freund wende. Dem Freunde also sage ich: Während der drei Viertelstunden, die sie dauerten, studirte ich den Todeskampf, die Convulsionen, den Tod von Frau von Saint-Meran; nach meiner Ueberzeugung ist nun Frau von Saint-Meran nicht nur vergiftet gestorben, sondern ich vermöchte auch zu sagen, welches Gift sie getödtet hat.“

„Mein Herr!“

„Alles hat sich gezeigt, Schlassucht unterbrochen durch Nervenkrise, Ueberreizung des Gehirnes, Torpor der Centraltheile des Nervensystems: Frau von Saint-Meran ist einer starken Dose Strychnin oder Brucin unterlegen, die man ihr ohne Zweifel aus Zufall, vielleicht aus Irrthum beigebracht hat.“

„Oh! das ist unmöglich!“ sagte Billesfort, die Hand des Doctors ergreifend; „mein Gott, ich träume, es ist furchtbar, solche Dinge von einem Manne, wie Sie sind, zu hören! Im Namen des Himmels, flehe ich Sie an, lieber Doctor, gestehen Sie mir, daß Sie sich täuschen können.“

„Allerdings kann ich dies, doch . . .“

„Doch? . . .“

„Doch ich glaube es nicht.“

„Doctor, haben Sie Mitleid mit mir, seit einigen Tagen begegnen mir so unerhörte Dinge, daß es mir vorkommt, als müßte ich ein Narr werden.“

„Hat noch Jemand außer mir Frau von Saint-Meran gesehen?“

„Niemand.“

„Hat man bei dem Apotheker eine Arznei holen lassen, welche nicht von mir verordnet worden ist?“

„Nein.“

„Hatte Frau von Saint-Meran Feinde?“

„Ich kenne keine.“

„Hatte Jemand ein Interesse bei ihrem Tod.“

„Mein Gott! nein; meine Tochter ist ihre einzige Erbin, Valentine allein . . . Oh! wenn mir ein solcher Gedanke käme, . . . ich würde mich erdolchen, um mein Herz zu bestrafen, daß es einen solchen Gedanken hatte beherbergen können.“

„Oh, theurer Freund!“ rief Herr d'Arigny, „Gott verhüte es, daß ich irgend Jemand anklage; verstehen Sie wohl, ich spreche nur von einem Zufall, von einem Irrthum. Doch Zufall oder Irrthum, es ist eine Thatsache, welche ganz leise zu meinem Gewissen spricht und verlangt, daß mein Gewissen ganz laut mit Ihnen spricht. Forschen Sie nach.“

„Bei wem? wie? worüber?“

„Hören Sie: sollte sich nicht Barrois, der alte Diener, getäuscht und Frau von Saint-Meran irgend einen Trank gegeben haben, der für seinen Herrn bestimmt war?“

„Für meinen Vater?“

„Ja.“

„Wie kann denn ein für Herrn Noirtier bereiteter Trank, Frau von Saint-Meran vergiften!“

„Das ist ganz einfach; Sie wissen, daß bei einzel-

nen Krankheiten die Gifte als Heilmittel dienen; die Lähmung ist eine von diesen Krankheiten. Vor ungefähr drei Monaten, zum Beispiel, entschloß ich mich, nachdem ich Alles angewendet hatte, um Herrn Noirtier wieder Stimme und Bewegung zu geben, ein letztes Mittel zu versuchen; seit drei Monaten behandle ich ihn mit Brucin; so waren in dem letzten Trank, den ich ihm verschrieb, sechs Centigramme enthalten; sechs Centigramme, ohne Wirkung auf die gelähmten Organe von Herrn Noirtier, und woran er sich überdies durch stufenweise Dosen gewöhnt hatte, sechs Centigramme genügen, um jede andere Person als ihn zu tödten."

"Mein lieber Doctor, es besteht keine Verbindung zwischen der Wohnung von Herrn Noirtier und der von Frau von Saint-Meran, und nie ist Barrois in das Zimmer meiner Schwiegermutter gekommen. Soll ich es Ihnen endlich sagen, Doctor, obgleich ich weiß, daß Sie der geschickteste und besonders der gewissenhafteste Mann der Welt sind, obgleich unter allen Umständen Ihr Wort für mich eine Fackel ist, die mich leitet, wie das Licht der Sonne, ist es doch, trotz dieser Ueberzeugung, für mich ein Bedürfnis, mich auf das Axiom: *errare humanum est*, zu stützen."

"Hören Sie, Billefort," sagte der Doctor, "gibt es einen von meinen Collegen, zu welchem Sie so viel Zutrauen haben, als zu mir?"

"Warum dies, was wollen Sie damit sagen?"

"Rufen Sie ihn, ich theile ihm mit, was ich gesehen, was ich wahrgenommen habe, und wir nehmen die Oeffnung der Leiche vor."

"Und Sie werden die Spuren des Giftes finden?"

"Nein, nicht des Giftes, ich habe das nicht gesagt, sondern wir werden die Reizung des Systems bestätigen, die unleugbare Asphyrie erkennen und Ihnen sagen, lieber Billefort: Ist die Sache durch Nachlässigkeit geschehen, so bewachen Sie Ihre Dienerschaft, aus Haß, so bewachen Sie Ihre Feinde."

„Oh, mein Gott! was schlagen Sie mir da vor, d'Avrigny?“ entgegnete Billefort ganz niedergebeugt; „sobald ein Anderer in das Geheimniß gezogen ist, wird eine Untersuchung nothwendig, und eine Untersuchung bei mir, unmöglich! Dennoch,“ fuhr der Staatsanwalt, den Arzt unruhig anschauend, fort, „dennoch, wenn Sie es wollen, wenn Sie es durchaus verlangen, werde ich es thun. Ich muß in der That dieser Sache vielleicht eine Folge geben; mein Character heischt es. Doch Sie sehen mich zum Voraus von Traurigkeit erfüllt, Doctor; in mein Haus so viel Scandal nach so vielen Schmerzen bringen! Oh! meine Frau und meine Tochter werden daran sterben; und ich Doctor, Sie wissen, ein Mann gelangt nicht dahin, wo ich bin, ein Mann ist nicht fünf und zwanzig Jahre Staatsanwalt gewesen, ohne sich viele Feinde zuzuziehen; die Zahl der meinigen ist groß. Ist diese Geschichte ruckbar, so wird sie für diese Feinde ein Triumph sein, der sie vor Freuden beben macht und mich mit Schmach bedeckt. Doctor, verzeihen Sie mir diese weltlichen Gedanken. Wenn Sie Priester wären, würde ich es nicht wagen, Ihnen dies zu sagen; aber Sie sind ein Mensch, Sie kennen die anderen Menschen; Doctor, Doctor, nicht wahr, Sie haben mir nichts gesagt?“

„Mein lieber Herr von Billefort,“ antwortete der Doctor erschüttert, „meine erste Pflicht ist Menschlichkeit. Ich hätte Frau von Saint-Meran gerettet, wenn es in der Macht der Wissenschaft gelegen wäre, dies zu thun, aber sie ist todt, ich bin mich den Lebendigen schuldig. Begraben wir in die tiefste Tiefe unserer Herzen dieses furchtbare Geheimniß. Deffnen sich die Augen von irgend Jemand darüber, so werde ich es zugeben, daß man meiner Unwissenheit das Stillschweigen zuschreibt, das ich beobachtet habe. Suchen Sie jedoch immerhin, suchen Sie thätig, mein Freund, denn es bleibt vielleicht nicht hiebei stehen. . . . Und wenn Sie den Schuldigen gefunden haben, wenn Sie ihn finden, so werde ich Ih-

nen sagen: Sie sind Beamter, thun Sie, was Sie wollen.“

„Oh! Dank, Dank, Doctor!“ sprach Billefort mit unsäglicher Freude, „ich habe nie einen besseren Freund gehabt, als Sie sind.“

Und er erhob sich, als befürchtete er, der Doctor d'Arignay könnte von diesem Zugeständniß wieder abgehen, und zog ihn nach dem Hause fort.

Sie verschwanden.

Morrel streckte, als müßte er Athem schöpfen, den Kopf aus dem Gebüsch hervor, und der Mond beleuchtete dieses Gesicht, das so bleich war, daß man es hätte für das eines Gespenstes halten können.

„Gott beschützt mich auf eine offenbare, aber furchtbare Weise!“ sagte er. „Doch Valentine! Valentine! arme Freundin! wird sie so vielen Schmerzen widerstehen?“

Während er diese Worte sprach, schaute er abwechselnd das Fenster mit den rothen Vorhängen und die drei Fenster mit den weißen Vorhängen an.

Das Licht war beinahe völlig von dem Fenster mit den rothen Vorhängen verschwunden. Ohne Zweifel hatte Frau von Billefort die Kerzen ausgelöscht, und die Nachtlampe allein fandte ihren Schein an die Scheiben.

An dem Ende des Gebäudes sah er im Gegentheil eines von den drei Fenstern mit den weißen Vorhängen sich öffnen. Die auf dem Kamin stehende Kerze warf nach außen einige Strahlen ihres bleichen Lichtes, und es lehnte sich einen Augenblick ein Schatten mit dem Ellenbogen auf den Balcon.

Morrel bebte; es kam ihm vor, als hätte er ein Schluchzen gehört.

Man darf sich nicht darüber wundern, daß die sonst so muthige und kräftige, nun aber durch die zwei stärksten menschlichen Leidenschaften, die Liebe und die Furcht, erschütterte und überspannte Seele dergestalt geschwächt war, daß sie abergläubischen Hallucinationen unterlag.

Obgleich Maximilian, verborgen wie er dies war,

unmöglich von Valentine wahrgenommen werden konnte, kam es ihm doch vor, als würde er von dem Schatten am Fenster gerufen; sein gestörter Geist sagte es ihm, sein glühendes Herz wiederholte es. Dieser doppelte Irrthum wurde eine unwiderstehliche Wirklichkeit, und mit einem von jenen unbegreiflichen Jugendausbrüchen trat er aus seinem Versteck hervor und setzte, auf die Gefahr, gesehen zu werden, auf die Gefahr, Valentine zu erschrecken, auf die Gefahr, durch irgend einen dem Mädchen unwillkürlich entschlüpfenden Schrei andere Menschen auf seine Anwesenheit aufmerksam zu machen, mit zwei Sprüngen über das Blumenbeet, erreichte die Linie von Drangenbäumen, welche sich vor dem Hause ausdehnte, gelangte auf die Stufen der Freitreppe, stieg diese rasch hinauf und stieß an eine Thüre, die sich ohne Widerstand vor ihm öffnete.

Valentine hatte ihn nicht gesehen; ihre zur Höhe aufgeschlagenen Augen folgten einer silbernen Wolke, welche, einem zum Himmel aufsteigenden Schatten ähnlich, an dem Azur hinglitt; ihr poetischer, überwallender Geist sagte ihr, es wäre die Seele ihrer Großmutter.

Morrel durchschritt das Vorhaus und fand das Treppengeländer; auf den Stufen ausgebreitete Teppiche dämpften seinen Tritt: überdies war Morrel zu jenem Grade von Ueberspannung gelangt, wo ihn selbst die Gegenwart von Herrn von Billesfort nicht erschreckt hätte. Zeigte sich Herr von Billesfort vor seinem Blicke, so näherte er sich ihm und bat ihn, diese Liebe, die ihn mit seiner Tochter verband, zu entschuldigen und zu billigen; Morrel war verrückt.

Zum Glück sah er Niemand.

Jetzt wurde ihm die Kenntniß, die er durch Valentine vom inneren Hause genommen hatte, ersprießlich; er gelangte ohne einen Unfall oben auf die Treppe, und während er hier die Dertlichkeit untersuchte, deutete ihm ein Schluchzen, dessen Ausdruck er erkannte, den Weg an, dem er zu folgen hatte; er wandte sich um: eine

etwas geöffnete Thüre ließ den Schein des Lichtes und den Ton einer seufzenden Stimme zu ihm dringen.

Im Hintergrunde eines Alkoven, unter dem weißen Tuche, das ihren Kopf bedeckte und ihre Form hervorhob, lag die Todte, schrecklicher noch in den Augen von Morrel seit der Enthüllung des Geheimnisses, zu dessen Besizer der Zufall ihn gemacht hatte.

Neben dem Bette kniete Valentine, den Kopf in die Rissen einer Bergère vergraben; man sah, wie sich ihr Körper von Zeit zu Zeit durch das Schluchzen emporhob, und sie hatte ihre starren Hände gefaltet.

Valentine war vom offengebliebenen Fenster weggegangen und betete ganz laut in Tönen, welche auch das unempfindlichste Herz gerührt haben müßten; das Wort entschlüpfte ihren Lippen, rasch, unzusammenhängend, unverständlich, so sehr preßte ihr der brennende Schmerz die Kehle zusammen.

Durch die Oeffnung der Vorhänge gleitend, machte der Mond den Schein der Kerze erbleichen und übergieß mit seinen traurigen Tinten dieses trostlose Gemälde.

Morrel konnte diesem Schauspiel nicht widerstehen, er war von keiner musterhaften Frömmigkeit und auch nicht so leicht empfänglich für gewöhnliche Eindrücke, aber Valentine weinend, leidend, vor seinen Augen die Hände ringend . . . das vermochte er nicht in der Stille zu ertragen. Er stieß einen Seufzer aus, flüsterte einen Namen, und der in Thränen gebadete, marmorbleiche Kopf, ein Kopf der Magdalena von Correggio, hob sich empor und blieb gegen ihn gewendet.

Valentine sah ihn und offenbarte kein Erstaunen. In einem von der höchsten Verzweiflung erfüllten Gemüthe gibt es keine zwischenliegende Bewegungen.

Morrel reichte seiner Freundin die Hand. Statt jeder Entschuldigung darüber, daß sie ihn nicht aufgesucht, deutete sie auf den unter dem weißen Tuche liegenden Leichnam und fing wieder an zu schluchzen.

Keines von ihnen wagte es in diesem Zimmer zu

reden. Jedes zögerte, das Stillschweigen zu brechen, das der Tod, den Finger auf den Lippen in irgend einem Winkel stehend, zu befehlen schien.

„Valentine wagte es zuerst und sprach:

„Freund, wie bist Du hieher gekommen? Ach! ich würde Dir sagen: Sei willkommen, wenn Dir nicht der Tod die Thüre dieses Hauses geöffnet hätte.“

„Valentine,“ erwiderte Morrel mit zitternder Stimme und die Hände gefalten, „ich war seit halb neun Uhr da; ich sah Dich nicht kommen: die Unruhe erfaßte mich, ich sprang über die Mauer, drang in den Garten und hörte Stimmen, welche über das unselige Ereigniß sprachen.“

„Was für Stimmen?“ fragte Valentine.

Morrel bebte, denn die ganze Unterredung von Herrn d'Avrigny und Herrn von Villesfort trat vor seinen Geist, und er glaubte durch das Leichentuch diese gekrümmten Arme, diesen steifen Hals, diese blauen Lippen zu sehen:

„Die Stimmen Ihrer Bedienten haben mich von Allem unterrichtet,“ sagte er.

„Doch hier erscheinen, heißt uns zu Grunde richten, mein Freund,“ versetzte Valentine ohne Schrecken und ohne Zorn.

„Vergib mir,“ sagte Morrel mit demselben Tone, „ich will mich entfernen.“

„Nein, man würde Dir begegnen, bleibe.“

„Doch wenn man käme? . . .“

„Das Mädchen schüttelte den Kopf und entgegnete:

„Es wird Niemand kommen, sei unbesorgt, hier ist unsere Schutzwache.“

Und sie deutete auf die durch das Tuch abgeformte Gestalt des Leichnam's.

„Doch, ich bitte Dich, sage mir, was ist mit Herrn d'Epinau geschehen?“ fragte Morrel.

„Herr Franz kam, um den Vertrag zu unterzeichnen,

gerade in dem Augenblick, wo meine gute Großmutter den letzten Seufzer aushauchte.“

„Ach!“ rief Morrel mit einem Gefühle selbstsüchtiger Freude, denn er bedachte, daß dieser Tod die Verheirathung von Valentine auf unbestimmte Zeit verzögerte.

„Doch, was meinen Schmerz verdoppelt,“ fuhr das Mädchen fort, als sollte dieses Gefühl auf der Stelle seine Strafe erhalten, „ist der Umstand, daß meine gute Großmutter sterbend diese Heirath so bald als möglich zu vollziehen befohlen hat; mein Gott! im Glauben, mich zu beschützen, handelte sie auch gegen mich.“

„Hörst Du!“ sagte Morrel.

Die zwei jungen Leute schwiegen.

Man hörte, wie eine Thüre sich öffnete und Tritte den Boden des Ganges und die Stufen der Treppe krachen machten.

„Es ist mein Vater, der sein Cabinet verläßt,“ sagte Valentine.

„Und den Doctor zurückbegleitet,“ fügte Morrel bei.

„Woher weißt Du, daß es der Doctor ist?“ fragte Valentine erstaunt.

„Ich setze es voraus,“ sprach Morrel.

Valentine schaute den jungen Mann an.

Man hörte indessen, daß die Thüre, welche auf die Straße führte, wieder zugeschlossen wurde. Herr von Billefort drehte den Schlüssel auch in der Thüre zum Garten und stieg dann die Treppe hinauf.

Im Vorzimmer blieb er einen Augenblick stehen, ohne Zweifel zögernd, ob er in seine Wohnung oder in das Zimmer von Frau von Saint-Meran gehen sollte; Morrel warf sich hinter einen Thürvorhang. Valentine machte keine Bewegung: man hätte glauben sollen, der höchste Schmerz stelle sie über gewöhnliche Befürchtungen.

Herr von Billefort kehrte in sein Zimmer zurück.

„Nun kannst Du weder mehr in den Garten, noch nach der Straße hinaus.“

Morrel schaute das Mädchen voll Erstaunen an.

„Es gibt nur noch einen erlaubten und sichern Ausgang, den der Wohnung meines Großvaters. Komm', komm',“ sagte sie aufstehend.

„Wohin?“ fragte Maximilian.

„Zu meinem Großvater.“

„Ich, zu Herrn Noirtier!“

„Ja.“

„Bedenkst Du auch, Valentine?“

„Ich bedenke, und zwar seit langer Zeit. Ich habe nur noch diesen Freund auf der Welt, und wir bedürfen Beide seiner. . . .“

„Nimm Dich in Acht, Valentine,“ sagte Morrel zögernd, ob er thun sollte, was ihn Valentine thun hieß, „nimm Dich in Acht, die Binde ist von meinen Augen gefallen. Als ich hierher kam, beging ich eine Handlung des Wahnsinns. Hast Du wohl auch Deine ganze Vernunft, theure Freundin?“

„Ja, und ich habe nur eine Bedenklichkeit in der Welt, die, daß ich die Ueberreste meiner armen Großmutter, welche ich zu bewachen mir gelobt, allein lassen soll.“

„Valentine, der Tod ist durch sich selbst heilig.“

„Ja, so ist es, und überdies wird es nicht lange währen.“

Valentine durchschritt den Gang und stieg eine kleine Treppe hinab, welche zu Noirtier führte. Morrel folgte ihr auf den Fußspitzen. Auf dem Ruheplatze der Wohnung fanden sie den alten Diener.

„Barrois,“ sagte Valentine, „schließe die Thüre und lasse Niemand herein.“

Sie ging voran.

Noch in seinem Lehnstuhle sitzend, aufmerksam auf das geringste Geräusch, durch seinen alten Diener von Allem, was vorfiel, unterrichtet, heftete Noirtier glänzige Blicke auf den Eingang des Zimmers, er sah Valentine und sein Auge glänzte.

Es lag in dem Gange und in der Haltung des Mädchens etwas Ernstes, Feierliches, was dem Greise auffiel. So glänzend auch sein Auge war, so wurde es doch forschend.

„Lieber Vater,“ sprach sie, „höre mich wohl: Du weißt, daß die gute Mama Saint-Meran vor einer Stunde gestorben ist, und daß ich nun, Dich ausgenommen, auf der Welt Niemand mehr habe, der mich liebt?“

Ein Ausdruck unbeschreiblicher Zärtlichkeit leuchtete aus den Augen des Greises.

„Nicht wahr, Dir allein muß ich meinen Kummer oder meine Hoffnungen anvertrauen?“

Der Gelähmte machte ein bejahendes Zeichen.

Valentine nahm Maximilian bei der Hand und sprach:

„So schau' diesen Herrn an.“

Der Greis heftete sein forschendes, zugleich aber etwas erstaunendes Auge auf Morrel.

„Es ist Herr Maximilian Morrel, der Sohn des ehrlichen Kaufmanns in Marseille, von dem Du ohne Zweifel hast sprechen hören.“

„Ja,“ machte der Greis.

„Ein tadelloser Name, den Maximilian glorreich machen wird, denn mit dreißig Jahren ist er Kapitän der Spahis und Officier der Ehrenlegion.“

Der Greis machte ein Zeichen, daß er sich dessen erinnerte.

„Wohl, guter Papa,“ sagte Valentine, vor dem Greise niederknieend und mit der Hand Maximilian bezeichnend, „ich liebe ihn und werde nur ihm gehören! Zwingt man mich, einen Andern zu heirathen, so sterbe ich, und müßte ich mir selbst das Leben nehmen.“

Die Augen des Gelähmten drückten eine ganze Welt stürmischer Gedanken aus.

„Nicht wahr, guter Papa, du liebst Herrn Maximilian Morrel?“ sagte das Mädchen.

„Ja,“ machte der unbewegliche Greis.

„Und Du willst uns, die wir Deine Kinder sind, gegen den Willen meines Vaters beschützen?“

Noirtier heftete seinen gescheitern Blick auf Morrel, als wollte er ihm sagen:

„Se nachdem.“

Maximilian verstand ihn und sprach:

„Mein Fräulein, Sie haben eine heilige Pflicht in dem Zimmer Ihrer Großmutter zu erfüllen; wollen Sie mir erlauben, daß ich die Ehre habe, einen Augenblick mit Herrn Noirtier zu sprechen?“

„Ja, ja, das ist es,“ machte das Auge des Greises. Dann schaute er Valentine unruhig an.

„Wie er es machen werde, um Dich zu verstehen willst Du sagen, guter Vater?“

„Ja.“

„Oh! sei unbesorgt, wir haben so oft von Dir gesprochen, daß er wohl weiß, wie ich mit Dir rede.“

Dann mit einem anbetungswürdigen Lächeln, obgleich dieses Lächeln durch eine tiefe Traurigkeit verschleiert war, sich gegen Maximilian wendend, fügte sie bei:

„Er weiß Alles, was ich weiß.“

Valentine erhob sich, rückte für Morrel einen Stuhl vor, empfahl Barrois, Niemand eintreten zu lassen, umarmte zärtlich ihren Großvater, drückte Morrel traurig die Hand und entfernte sich.

Um Noirtier zu beweisen, daß er das Vertrauen von Valentine besaß und alle ihre Geheimnisse kannte, nahm er das Wörterbuch, die Feder und das Papier, und legte Alles auf einen Tisch, auf dem eine Lampe stand.

„Vor Allem,“ sagte Morrel, „vor Allem erlauben Sie mir, Ihnen zu erzählen, mein Herr, wer ich bin, wie ich Fräulein Valentine liebe, und was meine Absichten in Beziehung auf Ihre Enkelin sind.“

„Ich höre,“ machte Noirtier.

Er bot ein eindrucksvolles Schauspiel, dieser Greis, scheinbar eine unnütze Bürde, der der einzige Beschützer, die einzige Stütze, der einzige Richter von zwei jungen, schönen, starken Liebenden, welche eben in das Leben eintraten, geworden war.

Sein Antlitz, mit dem Gepräge des Adels und einer merkwürdigen Strenge, brachte eine mächtige Wirkung auf Morrel hervor, welcher seine Erzählung zitternd begann.

Er theilte dem Greise mit, wie er Valentine kennen gelernt habe, wie er sie geliebt, und wie sie in ihrer Vereinzelnung und in ihrem Unglück das Anerbieten seiner Ergebenheit aufgenommen. Er sprach von seiner Geburt, von seiner Stellung, von seinem Vermögen; und mehr als einmal, wenn er den Blick des Gelähmten befragte, antwortete ihm dieser Blick:

„Es ist gut; fahren Sie fort.“

Als Morrel diesen ersten Theil seiner Erzählung beendigt hatte, sagte er:

„Mein Herr, soll ich nun, da ich Ihnen meine Liebe und meine Hoffnungen genannt, auch meine Pläne nennen?“

„Ja,“ machte der Greis.

„Wohl, so hören Sie, was wir beschloffen.“

Und er setzte Noirtier Alles auseinander, wie ein Cabriolet in dem Gehege wartete, wie er Valentine zu entführen, zu seiner Schwester zu bringen, zu heirathen, und ehrfurchtsvoll wartend auf die Verzeihung von Herrn von Billefort zu hoffen gedachte.

„Nein,“ machte der Greis.

„Nein,“ versetzte Morrel, „wir sollen nicht so handeln?“

„Nein.“

„Dieser Plan hat also nicht Ihre Beistimmung?“

„Nein.“

„Gut, es gibt noch ein anderes Mittel,“ sagte Morrel.

Der Blick des Greises fragte: „Welches?“  
 „Ich werde Herrn Franz d'Epinau auffuchen,“ fuhr Maximilian fort, „ich bin glücklich, Ihnen dies in Abwesenheit von Fräulein von Billefort sagen zu können, und mich gegen ihn so benehmen, daß er sich als ein muthiger Mann zu handeln gezwungen sieht.“

Der Blick von Noirtier fragte fortwährend:  
 „Was ich thun werde?“

„Ja.“

„Hören Sie. Ich werde Franz, wie ich Ihnen sagte, auffuchen und ihm erzählen, welche Bande mich mit Fräulein Valentine vereinigen; ist er ein Mann von Zartgefühl, so wird er es dadurch beweisen, daß er von selbst auf die Hand seiner Braut Verzicht leistet, und von dieser Stunde an bis zum Tode kann er auf meine Freundschaft und Ergebenheit rechnen; weigert er sich, mag ihn nun das Interesse antreiben oder ein lächerlicher Stolz zu seiner Beharrlichkeit veranlassen, so werde ich mich, nachdem ich ihm auseinandergesetzt, daß er Valentine Zwang anthue, daß sie mich liebe und keinen Andern lieben könne, meinem Gegner alle Vortheile einräumend, mit ihm schlagen und ihn tödten, oder mich von ihm tödten lassen; tödte ich ihn, so wird er Valentine nicht heirathen; tödtet er mich, so bin ich sicher, daß Valentine ihn nicht heirathet.“

Noirtier betrachtete mit unsäglichem Vergnügen dieses edle, aufrichtige Antlitz, auf welchem sich alle Gefühle ausdrückten, die seine Zunge sprach, denn durch den Ausdruck eines schönen Gesichtes fügte sich bei Morrel seinen Worten Alles bei, was die Farbe einer genauen und wahren Zeichnung beifügt.

Als jedoch Morrel zu sprechen aufgehört hatte, schloß Noirtier wiederholt die Augen, was, wie man sich erinnert, nach seiner Weise Nein hieß.

„Nein?“ versetzte Morrel. „Also mißbilligen Sie diesen zweiten Plan, wie Sie den ersten mißbilligt haben?“

„Ja, ich mißbillige ihn,“ machte der Greis.

„Aber was soll ich thun, mein Herr?“ fragte Morrel. „Nach den letzten Worten von Frau von Saint-Meran wird die Heirath Ihrer Enkelin bald vollzogen werden; soll ich die Dinge in Erfüllung gehen lassen?“

Morretier blieb unbeweglich.

„Ja, ich begreife,“ sagte Morrel, „ich soll warten.“

„Ja.“

„Aber jeder Verzug wird uns Verderben bringen,“ versetzte der junge Mann. „Allein ist Valentine ohne Kraft, und man wird sie zwingen wie ein Kind. Auf eine wunderbare Weise hieher gekommen, um zu erfahren, was vorgehe, wunderbar vor Sie gelassen, kann ich vernünftig nicht hoffen, daß sich diese glücklichen Fälle wiederholen. Glauben Sie mir . . . verzeihen Sie diese Eitelkeit meiner Jugend, glauben Sie mir, nur einer von den Plänen, die ich Ihnen vorschlage, kann gut sein; sagen Sie mir, welchen von beiden Sie vorziehen: ermächtigen Sie Valentine, sich meiner Ehre anzuvertrauen?“

„Nein.“

„Soll ich Herrn d'Épinay aufsuchen?“

„Nein.“

„Mein Gott! von wem soll uns die Hülfe zukommen, die wir vom Himmel erwarten?“

Der Greis lächelte mit den Augen, wie er zu lächeln pflegte, wenn man ihm vom Himmel sprach. Es war immer ein wenig Atheismus im Geiste des alten Jacobiners zurück geblieben.

„Vom Zufall?“ fragte Morrel.

„Nein.“

„Von Ihnen?“

„Ja.“

„Von Ihnen?“

„Ja,“ wiederholte der Greis.

„Begreifen Sie wohl, was ich Sie frage, mein

Herr? Entschuldigen Sie mich, doch mein Leben hängt von Ihrer Antwort ab; wird unser Heil von Ihnen kommen?"

"Ja."

"Sind Sie dessen sicher?"

"Ja."

Es lag eine solche Festigkeit in dem Blicke, der diese Versicherung gab, daß man unmöglich an dem Willen, wenn vielleicht auch an der Macht, zweifeln konnte.

"Oh! ich danke, mein Herr, ich danke tausendmal. Doch wenn nicht ein Wunder des Herrn Ihnen die Sprache, die Geberde, die Bewegung zurückgibt, wie können Sie, an diesen Stuhl gefesselt, stumm, unbeweglich, sich dieser Heirath widersetzen?"

Ein Lächeln erleuchtete das Antlitz des Greises, ein seltsames Lächeln, das der Augen auf einem unbeweglichen Gesichte.

"Ich soll also warten?" fragte der junge Mann.

"Ja."

"Doch der Vertrag?"

"Es erschien dasselbe Lächeln.

"Wollen Sie mir sagen, er werde nicht unterzeichnet?"

"Ja," machte Noirtier.

"Also wird der Vertrag nicht unterzeichnet werden!" rief Morrel. "Oh! verzeihen Sie mir, mein Herr, bei der Ankündigung eines großen Glückes ist man zu zweifeln berechtigt; der Vertrag wird also nicht unterzeichnet werden?"

"Nein," machte der Gelähmte.

Trotz dieser Versicherung zögerte Morrel, zu glauben. Das Versprechen eines ohnmächtigen Greises war so seltsam, daß es, statt einer Willenekraft zu entfließen, eben so wohl von einer Schwächung der Organe herrühren konnte; ist es nicht natürlich, daß der Wahnsinnige, der nichts von der Störung seines Geistes weiß, seine Gewalt überschreitende Dinge verwirklichen

zu können glaubt? Der Schwache spricht von Lasten, die er aufhebt, der Schüchterne von Riesen, denen er Trotz bietet, der Arme von Schätzen, über die er zu gebieten hat, der niedrige Bauer nennt sich in seinem Stolze Jupiter.

Ob nun Noirtier die Unentschiedenheit des jungen Mannes begriffen hatte, ob er der Gelehrigkeit, die er gezeigt, keinen vollen Glauben schenkte, er schaute Maximilian fest an.

„Was wollen Sie, mein Herr?“ fragte Morrel, „soll ich Ihnen mein Versprechen, nichts zu thun, wiederholen?“

Der Blick von Noirtier blieb fest und starr, als wollte er sagen, ein Versprechen genüge nicht; dann ging er von dem Gesichte auf die Hand über.

„Soll ich schwören, mein Herr?“ fragte Maximilian.

„Ja,“ machte der Lahme mit derselben Feierlichkeit, „ich will es.“

Morrel begriff, daß der Greis ein großes Gewicht auf diesen Eid legte.

Er streckte die Hand aus und sprach:

„Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, abzuwarten, was Sie beschloffen haben, um gegen Herrn d'Épinay zu handeln.“

„Gut,“ machten die Augen des Greises.

„Nun befehlen Sie, mein Herr, daß ich mich zurückziehe?“ fragte Morrel.

„Ja.“

„Ohne Fräulein Valentine wiederzusehen?“

„Ja.“

Morrel bedeutete durch ein Zeichen, er wäre bereit, zu gehorchen.

„Erlauben Sie, mein Herr,“ fuhr Morrel fort, „daß Ihr Sohn Sie umarmt, wie es so eben Ihre Tochter gethan hat?“

Man konnte sich in dem Ausdrucke der Augen des Greises nicht täuschen.

Der junge Mann drückte auf der Stirne von Noirtier seine Lippen an dieselbe Stelle, an welche Valentine die ihrigen gedrückt hatte.

Dann verbeugte er sich zum zweiten Male vor dem Greise und ging hinaus.

Außen fand er den alten Diener, welchen Valentine in Kenntniß gesetzt hatte; er erwartete Morrel und geleitete ihn durch die Krümmungen eines düsteren Ganges, der zu einer nach dem Garten gehenden kleinen Thüre führte.

Bald hatte Morrel das Gitter erreicht; durch die Hagenbuchenhecke war er in einem Augenblicke oben auf der Mauer und durch seine Leiter in einer Sekunde in dem Luzernengehege, wo sein Cabriolet immer noch seiner harrete.

Er stieg ein, kehrte gelähmt durch so viele Gemüths-  
bewegungen, aber mit freierem Herzen in die Rue Meslay zurück, warf sich auf sein Bett und schlief, als ob er in tiefe Trunkenheit versunken wäre.

## Achtzehntes Kapitel.

### Die Gruft der Familie Villefort.

Zwei Tage nachher versammelte sich eine beträchtliche Menge Menschen, gegen zehn Uhr Morgens vor der Thüre von Herrn von Villefort, und man sah eine Reihe von Trauerwagen und Privatgefährten den Faubourg Saint-Honoré und die Rue de la Pépinière entlang ziehen.

Unter diesen Wagen war einer von sonderbarer